

Interdisziplinäre Architektur-Wissenschaft:
Praxis – Theorie – Methodologie – Forschung

Achim Hahn

Vom Wohnen erzählen – Narrative Pragmatik und Beispielhermeneutik

Aufsätze zu einer
wissenschaftstheoretischen Fundierung
der Architektur- und Wohnwissenschaft



Springer VS

Interdisziplinäre Architektur-Wissenschaft: Praxis – Theorie – Methodologie – Forschung

Reihe herausgegeben von

Karsten Berr, Eberhard Karls Universität Tübingen, Tübingen, Deutschland

Achim Hahn, Technische Universität Dresden, Dresden, Deutschland

Architektur gestaltet baulich-räumlich-technisch unsere Lebensumwelt und stellt in dieser genuinen Eigenschaft eine besondere Herausforderung an die Wissenschaft(en) dar. Eine entscheidende Frage ist, wie eine angemessene wissenschaftliche Reflexion auf die Architektur als Praxis des Entwerfens und Bauens sowie auf den Gebrauch und Umgang damit wissenschaftstheoretisch fundiert und durchgeführt werden kann. Die Schriftenreihe zur interdisziplinären Architektur-Wissenschaft ist so zu verstehen, dass es methodisch zuerst einmal darum zu tun ist, sich der vortheoretischen und außerwissenschaftlichen Erfahrungen, Könnerschaften, Phänomene und Handlungen in der und mit der Welt des Entwerfens, Bauens und Wohnens zu versichern. Aus diesen Anfangsgründen lassen sich dann die Methodologie, die Methoden und die Kategorien einer Architektur-Wissenschaft entwickeln. Die Komplexität der Architektur-Praxis im Hinblick auf technische, kulturelle, soziale und moralische Anforderungen fordert allerdings zur interdisziplinären Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern aus anderen Disziplinen auf, die entsprechendes Wissen in die Architektur-Wissenschaft einbringen können. Architektur kann ihre Aufgabe nur in Kooperation mit anderen Disziplinen erfüllen, die gemeinsam an der Gestaltung menschlicher bewohnbarer Umwelten innerhalb und außerhalb von Städten beteiligt sind. Damit sind die Landschaftsarchitektur und die Landschaftsforschung, aber auch der Städtebau, die Stadtplanung und die Stadtforschung angesprochen. Interdisziplinäre Architektur-Wissenschaft ist demnach kein szientistisches Vereinheitlichungsprojekt unter Federführung der Architekturtheorie, sondern als pragmatisches Projekt zu verstehen, das die genannten Disziplinen im Hinblick auf die Frage nach ihrer Mitwirkung an der Gestaltung einer bewohnbaren Welt befragt und wissenschaftlich untersucht.

Bereits erschienen:

1. Christine Neubert, *Gebauter Alltag*, 2018
2. Marcus van Reimersdahl, *Die Ästhetik der Autopoiesis*, 2019
3. Christian Illies (Hrsg.), *Bauen mit Sinn*, 2019
4. Karsten Berr/Achim Hahn (Hrsg.), *Interdisziplinäre Architektur-Wissenschaft*, 2020

Weitere Bände in der Reihe <https://link.springer.com/bookseries/15808>

Achim Hahn

Vom Wohnen erzählen – Narrative Pragmatik und Beispielhermeneutik

Aufsätze zu einer
wissenschaftstheoretischen
Fundierung der Architektur- und
Wohnwissenschaft

 Springer VS

Achim Hahn
Technische Universität Dresden
Dresden, Deutschland

ISSN 2946-0565 ISSN 2946-0573 (electronic)
Interdisziplinäre Architektur-Wissenschaft: Praxis – Theorie – Methodologie –
Forschung
ISBN 978-3-658-36541-7 ISBN 978-3-658-36542-4 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-36542-4>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2022

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Cori Antonia Mackrodt

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Inhaltsverzeichnis

1	Zur Einführung: Das Wohnen als wissenschaftstheoretische Herausforderung	1
2	Widerfahrnisse und Erfahrungen	13
2.1	Empirische Architekturtheorie? Reflexionen über den Anfang	13
2.2	Über Gebrauch, Widerfahrnis und das Lebensgut Architektur	39
3	Das Wohnen als menschliche Grundsituation und das So-Wohnen. Über eine vernachlässigte Lebensform	57
3.1	Vorbemerkung	57
3.2	Wohnen als Lebensform	57
3.3	Das Prinzip Wohnen als wissenschaftstheoretisches Anliegen	61
3.4	Wohnen als menschliche Grundsituation	64
3.5	Das Wohnen als urzeitliches Motiv des Daseins und als Metapher	70
3.6	Das So-Wohnen	77
3.7	Zusammenfassung und Fazit	83
4	Ansatz und Struktur der Beispielhermeneutik	85
4.1	Prinzip und Beispiel in der Architekturtheorie	85
4.2	Narrative Pragmatik und Beispielhermeneutik. Zur soziologischen Beschreibung biographischer Situationen	99
4.3	Beispielhermeneutik als Kunst der etwas anderen Wiederholung (zu Michael Walzer)	124

5	Wissenschaftstheoretische Vertiefungen in Architektur-, Landschaftsarchitektur- und Stadttheorie	147
5.1	Was war Landschaft vor ihrer Konstruktion durch die Wissenschaft? Gedanken zum Aufbau einer Wissenschaftstheorie der Landschaftsarchitektur	147
5.2	Denkstil und Denkkollektiv. Zur Wissenschaftstheorie von Ludwik Fleck	160
6	Empirische Einsätze der Beispielhermeneutik	173
6.1	„Hier kennt jeder jeden.“ – Empirische Anwendungen des Beispielverstehens	173
6.2	Über das Beschreiben der Wohndinge. Ein soziologischer Exkurs zum Barwert von Architektur	193
6.3	Der Ertrag der beispielhermeneutischen Methodologie für die explorative Stadtforschung	214
6.4	Raumentwurf, Orientierung und Bedeutungsgestalt. Die Beispielhermeneutik in der Regionalplanung	240
7	Exkurs: Wie kann die Wissenschaft Bezug nehmen auf die Praxis, in der sich das Leben vollzieht?	265
7.1	Zugang zu den lebensweltlichen Leistungen	265
7.2	Methodische Anregungen für Architekten und Städtebauer	267
7.3	Grenzen und Chancen des methodischen Tuns	277
8	Ausblick: Inter- und transdisziplinäres Forschen	279
8.1	Narrative Pragmatik, Beispielhermeneutik und Architekturwissenschaft	280
8.2	Transdisziplinarität als Aufgabe	282
9	Bibliographische Angaben	287
	Literatur	289



Zur Einführung: Das Wohnen als wissenschaftstheoretische Herausforderung

1

Wohnen und Bauen

Das mundane Subjekt ist wohnend. Es findet sich immer schon wohnend, d. h. auf dieser Erde und in seiner Welt räumlich und zeitlich verweilend, vor. Jeder Mensch durchlebt ständig Situationen, in denen das eigene Wohnen vollzogen wird, werden muss. Allerdings nehmen wir dieses Wohnend-sein in der Regel gar nicht zur Kenntnis, weil „zu wohnen“ uns als das Normalste und Natürlichste der Welt erscheint. Dennoch gibt es gute Gründe dafür, einmal innezuhalten, um diesen Situationen mit wissenschaftlicher Haltung und methodischer Perspektive auf den Grund zu gehen. Im Haus, in der Wohnung, im eigenen Zimmer führt der Mensch sein alltägliches Leben in privater Existenz. Das Wohnen ist geordnetes, gestaltetes, vollziehendes Leben – aber eines der besonderen Art.

Heute kann jeder Mensch zu der Einsicht gelangen, dass das eigene Leben und Wohnen gelingen kann, es gelingen soll. Jede und jeder von uns lebt stets eingebunden in eine besondere Wohnsituation, wenn sie oder er es unternimmt, etwas dafür zu tun, damit das eigene Wohnen wieder besser zu einem passe. Ziel des faktischen Wohnens ist das Bleiben. Nicht mehr dort bleiben zu können, wo man sich zuhause fühlt, führt in eine Krise, der man sich stellen muss. Das jeweilige Wohnen passt zu uns in der Regel immer nur bis auf weiteres. Das Leben selbst, so wie man es stets und überall führen muss, entwickelt sich, Möglichkeiten und Wünsche, Interessen und Brüche treten hervor und müssen beantwortet werden. Verändern sich dazu die Lebensumstände, möchte man neue Chancen für sich ausprobieren und verfolgen, dann stimmt das gewohnte Wohnen womöglich nicht mehr mit der veränderten Lebenslage überein. Solche kritischen biographischen Einschnitte machen betroffen. Das Wohnen als alternativlose Existenzform wird gerade in Umzugszeiten, die immer zugleich Umbruchszeiten sind, bewusst.

Man ist vielleicht des alten Orts und seiner Umgebung überdrüssig, etwas Neues ist aber noch nicht gefunden.

Das Gute hat es auch gegeben, wie sollten wir sonst davon wissen? Wir sprechen in manchen Situationen vom *guten* Wohnen als von einem Lebensziel, das uns deshalb als solches nicht ganz und gar verborgen sein kann. Ansonsten gäbe es nicht ständig Versuche, die freilich alle scheitern können, nach einem besseren Wohnen Ausschau zu halten. Also besitzen Wohnende doch Ahnungen oder Vorstellungen, die der Verwirklichung des Guten vorauslaufen, es antizipieren. Unser Wohnen soll also gelingen. Wohnerfahrungen helfen uns dabei, von Umzug zu Umzug immer wieder das Gute des Wohnens aufs Neue zu *können*. Können im doppelten Sinn genommen: einmal muss bezahlbarer Raum zur Verfügung stehen, zum anderen muss das Wohnen erst gelernt werden, bis man es *selbst kann*. Es auch *gut* zu können, ist uns darüber hinaus ein dringendes Anliegen. Man fragt sich und andere, vielleicht auch die Architekten, die es ja wissen sollten: Was ist das gute Wohnen überhaupt, und was ist es daraufhin für mich? Gibt es hier keine definitive Antwort, dann erinnern wir uns vielleicht, ob und wie uns das „Gute“ im Wohnen schon widerfahren konnte, ansonsten wüssten wir ja nichts davon. Wir besinnen uns und erzählen von Beispielen gelungenen Wohnens und stellen ihnen Gegenbeispiele zur Seite, die sein Misslingen betreffen.

Vom Wohnen herkommend und ganz davon eingenommen, begegnet uns das Bauen primär als eine Notwendigkeit, ein Kulturbedürfnis. Denn bauend wird eine Not gewendet. Das Bauwerk ist ein Geschenk, ein Angebot und mitunter auch eine Zumutung. Andere Menschen, in der Regel Architektinnen und Architekten, planen und entwerfen ein Ganzes und Geschlossenes, darin ich mein privates Leben vollziehen soll, ohne aber in der Regel von meinem häuslichen Leben, von meiner Wohngeschichte Kenntnis zu haben. Es begegnen uns Wohnenden fremd-hergestellte Wohndinge, die im architektonischen Entwurf gesetzt werden und bildungssprachlich besetzt sind.

Die Wohndinge sind aber primär die Dinge, deren Umgang wir erlernt haben, indem das Wort und seine Bedeutung, z. B. „Fenster“, und deren Gebrauch – es öffnen, schließen, verhängen, putzen, aufbrechen, reparieren, aus ihm heraus schauen usw. – von uns immer geläufiger und gekonnter gehandhabt wird. Die *Bedeutung* von Alltagsbegriffen oder umgangssprachlichen Konzeptionen, was Worte wie Fassade, Tür, Wohnzimmer in der Sprache, in die wir hineingewachsen sind, meinen und wie wir uns mit ihrer Hilfe untereinander über den Umgang mit Wohn-Dingen verständigen, lässt sich nicht an den baulichen Erscheinungen selbst ablesen. Auch sind unsere Erfahrungen mit ihnen nicht zu verwechseln mit den Eigenschaften, die z. B. der Hersteller von Fenstern an seinem Produkt aufzählt. Was sie „für uns“ sind bzw. geworden sind, zeigen wir durch

unser Verhalten, genauer: durch den gebrauchenden Umgang, den mir mit einem Wohn-Ding haben. Darunter fällt das körperlich-leibliche Zutunhaben mit Stuhl, Sessel, Fenstergriff, Kleiderschrank, Treppenhandlauf und Bett, auch der sinnliche Eindruck von Materialien wie Beton, Metall, Holz, Glas in ihrer industriellen oder handwerklichen Verarbeitung zu konkreten Wohndingen. Wir spüren es leibhaftig, wie eine Türklinke uns auffordert, sie zu drücken, ihren Schwung, ob er angenehm in der Hand liegt, ob eine Treppe sich unserem aufrechten Hinab- oder Hinaufgang bequem andient. Schon als Kinder erleben wie Treppenartiges im Hinaufkrabbeln und Hinuntergleiten, -hüpfen und -springen. Der Stuhl ist für Kinder, die das Wohnen und den Gebrauch der Wohndinge erst noch lernen, (aber im Grunde auch für Erwachsene) nicht einfach ein Stuhl, das Fenster nicht schlechthin ein Fenster und die Treppe nicht ein Exemplar einer allgemeinen Idee „Treppe“. Denn was sie sind, zeigen sie den Erwachsenen wie den Kindern erst und nur im gebrauchenden Zutunhaben mit ihnen. Die Erfahrungen, die man so gemacht hat, sind nicht von dem Erwartungshorizont, der im Umgang erfüllt oder nicht erfüllt wird, zu trennen, auch vor allem nicht von den *Antizipationen* eines guten Wohnens. Der Leser wird in den nachfolgenden Texten immer mal wieder darauf stoßen. Erfahrungen und Erwartungen werden dann spruchreif, wenn das aktuelle Wohnen zu misslingen scheint, nämlich beim Suchen nach einem „besseren“ Wohnen. Doch auf ein Besseres lässt sich nur hoffen, insofern es ans Gute eine Erinnerung gibt: „(W)ie könnte Unvollkommenes als solches wahrgenommen werden, wenn es nicht an dem hierzu unvermeidlichen Denkbild eines Vollkommenen *gemessen* würde, an dem das vorhanden Unvollkommene erst recht antizipiert übersteigenden?“ (Bloch 1977: 239).

Offensichtlich ist es dringend, das Wohnen vom bedürftigen Menschen her und nicht vom Bauen oder von der Baukunst her zu begreifen. Das Bauen ist eine „Wesensfolge des Wohnens, aber nicht sein Grund oder gar seine Gründung“ (Heidegger 1990:185). Hier sollten wir aber auch nichts durcheinanderbringen. Wohnen ist lokal-intimer Lebensvollzug, der keine dauerhafte Unterbrechung oder Störung duldet. Architektur als Lebens-Mittel muss stets mit der Doppelnatur des Wohnens klarkommen: Erstens beschreibt das Wohnen den Vollzug einer menschlichen Grundsituation: einmal auf der Welt, muss der Mensch irgendwo und irgendwie bleiben, nämlich wohnen. Zweitens sieht sich jeder Mensch in seinem (empirischen) Leben damit konfrontiert, diesem seinem Wohnen greifbar Form und Gestalt zu geben: Das Leben muss konkret und „örtlich“ geführt, d. h. ausgeführt werden – ein Leben lang. Die Lebensform Wohnen kennen wir alle als unsere Welt, indem wir selbst wohnen und so davon wissen können. Den „Begriff“, den sich Jemand vom Wohnen macht, ist kein willkürlich gesetzter, „rationaler“ wie die Termini der Wissenschaften. Er hat sich im Umgang mit der

Praxis des Wohnens als eine Art vorläufig gültige Überschrift als nützlich erwiesen. Man reflektiert, beurteilt und „stellt zur Diskussion“, was man im eigenen Wohnen alles erlebt und erfahren hat, sieht aber keine Notwendigkeit für definitive Wesensbestimmung, wie es die Wissenschaft in ihrem Selbstverständnis betreibt.

Vom „Sitz“ des Wohnens im Leben der Menschen erzählen

Die Beispielhermeneutik setzt beim Vollzug einer Sache ein. Dieser faktische Vollzug ist der unangreifbare Anfang, an den es heranzukommen gilt. Weder die Architekturtheorie noch die Einzelwissenschaften vom Wohnen bzw. vom Bauen haben je ihre Grundlagen, ihr methodisches Fundament und deren Zielsetzungen ernsthaft reflektiert. Wissenschaft und Forschung können nur nachvollziehen, was sich im Leben längst schon ereignet und von dort her bereits eine Resonanz erfahren hat. Der zirkelfreie Aufbau einer Wissenschaft hat zu begründen, welche vorwissenschaftliche Motivation sie hervorgebracht hat und weiterhin antreibt und wie sie es erreichen will, dass das lebensweltliche Wohnen und die Erfahrungen, die damit gemacht wurden, überhaupt zur Sprache kommen und zuhörend nachvollzogen werden können. Denn nur sprachlich lässt sich in der Welt etwas erhoffen, können wir den Sinn unserer Welt uns selbst auslegen und anderen mitteilen. Es ist daher zu zeigen, dass die uns passiertten Geschichten und ihre hermeneutischen Nacherzählungen eine Sicht auf das Prinzip des Wohnens zu leisten in der Lage sind, die helfen, den „Sitz“ des Wohnens im Leben der Menschen verstehend zu erkennen. Unter „Prinzip“ soll gefasst werden, was in den Geschichten vom Wohnen als ihr „Wesen“ jeweils vorverstanden ist und den Erzähler und die Erzählerin orientiert. Schließlich muss eine Wissenschaftstheorie, die das Wohnen primär (aber nicht ausschließlich) im Gebrauch architektonischer Leistungen verwirklicht sieht, auf dieser Grundlage neu die Aufgabe der Architektur und das Bauen bestimmen. Jeder Gebrauch schließt die Anschauung und Anmutung des Zu-Gebrauchenden mit ein. Da hier Vieles noch unausgesprochen und unenträtselt vor uns liegt, darf die begriffliche Arbeit nicht das die Lebenspraxis begleitende und sie auslegende „Erfahren“ und „Meinen“ überspringen, ansonsten verlören Wissenschaft und Theorie ihren Kompass. Diese haben vielmehr den Übergang vom Meinen zum Wissen, den Übergang von der lebensweltlichen zur theoretischen Einstellung, respektvoll zu organisieren. Die Beispielhermeneutik wird in den Aufsätzen dieses Buchs als ein solches Bemühen und Abtasten vorgestellt, und sie kann vom Leser bei ihrer Arbeit kritisch beobachtet werden. Der Anfang von Wissenschaft und Theorie liegt jenseits von beiden – er liegt in der lebensweltlichen Orientierung.

Da die Beispielhermeneutik primär an lebenspraktisches Können anknüpft, an Erzählen, Zuhören, Verstehen und Handeln, lässt sie sich unkompliziert einüben und anwenden. Vor allem für Architektinnen und Architekten sollte die Kompetenz des Beispielverstehens selbstverständlich sein. Das architektonische Entwerfen setzt einen *Entwurf* der Architektur voraus, der selbstverständlich vollzogen wird. Jeder empirische Gebäude-Entwurf sagt diesen Vor-Entwurf mit aus. Dieser handelt vom *Sein* der Architektur, das in der Ausbildung und vielfältigen anderen Begegnungen mit und Aufhalten in der Institution Architektur als einem architektonischen *Betrieb* eingepackt wurde. Er steht in der Tradition des *architekturtheoretischen* Entwurfs und seiner Grundbegriffe, wie sie Vitruv und seine Nachfolger bis in die Moderne hinein immer wiederholt haben: *Zweckmäßigkeit, Standfestigkeit, Anmut*. Auf diese Weise konnte sich das architektonische Entwerfen ganz von den alltagsweltlichen Entwürfen, das Leben wohnend zu führen, abwenden. Dies muss rückgängig gemacht werden: Das Zuhören der Lebens- und Wohngeschichten sollte dabei helfen, das *Sein* der Architektur in seiner vortheoretischen und lebenspraktischen Bedeutung neuartig und frisch kennenzulernen.

Das kluge Handeln der Architekten sorgt dafür, dass das Entwerfen einer bestimmten Maßgabe und Orientierung folgt. Das „Machen von Architektur“ hat zum Ziel, dass am Ende ein Produkt, der Entwurf, vorliegt und dem Bauherrn übergeben werden kann. Zur Orientierungskompetenz von Architekten gehört aber die Kommunikation mit dem Bauherrn. Jede Architektin und jeder Architekt sind in ihren Bauherrengesprächen in der Lage, sich die Wohngeschichten ihrer Kunden anzuhören. Verständigung und Gespräch sind der wesentliche Zugang zu dem, auf das das infrage stehende Architekturwerk die Antwort ist – nämlich eine Wohnkrise. Die in diesem Band versammelten Aufsätze mögen die Leser auch dabei unterstützen zu verstehen, warum das Kennen und Aufsuchen von Wohngeschichten eine so große Bedeutung dafür haben, nachzuvollziehen, dass der Mensch baut und nicht *nicht* baut.

Das Wohnen selbst schreibt also Geschichten, da im Wohnen den Menschen etwas auffällt, das sie so nicht erwartet haben. Sie konstituieren in ihrem Wohnen selbst einen „Entwurf“ von einem passenden Wohnen, ohne diesen je auszusprechen. Dieser Vor-Entwurf antizipiert Erwartungen, die immer auch enttäuscht werden. Daher ist für Wohnende „ihr“ Beispiel-Fall auch eine Erzählung wert, der auf unerwartet Widerfahrendes aufmerksam macht. Ob die Erzählung schließlich ein „Fall“ für die wohnbiographische Forschung und für die entwerfenden Architektinnen und Architekten ist, kann erst dann entschieden werden, wenn uns die Geschichte vorgetragen wird und wir zu neugierigen Zuhörern werden. Die *Bedeutsamkeit* von erzählten Wohngeschichten, gerade von solchen,

die „es in sich“ haben, ist kritisch zu entdecken. Die Dialektik von *Merkwürdigkeit* und *Merken* ist hier zu beachten. Es handelt sich doch stets um eigene Lebensgeschichten, die es sich offenbar lohnen, dass man sie sich um deren Merk-würdigkeit willen gemerkt hat. Erwartung und Erfahrung passen nämlich nicht zusammen – aber warum? Wie unsere Aufmerksamkeit auf einen Fall gerichtet sein sollte, diese Erfahrung hat der „Spurenleser“ Ernst Bloch eindringlich beschrieben:

„(D)er Fall hat es in sich, dieses zeigt und schlägt er an. Geschichten dieser Art werden nicht nur erzählt, sondern man zählt auch, was es darin geschlagen hat oder horcht auf: was ging da. Aus Begebenheiten kommt da ein Merke, das sonst nicht so wäre; oder ein Merke, das schon ist, nimmt kleine Vorfälle als Spuren und Beispiele. Sie deuten auf ein Weniger oder Mehr, das erzählend zu bedenken, denkend wieder zu erzählen wäre; das in den Geschichten nicht stimmt, weil es mit uns und allem nicht stimmt. Manches läßt sich nur in solchen Geschichten fassen, nicht im breiteren, höheren Stil, oder dann nicht so. Wie einige dieser Dinge auffielen, wird hier nun weiter zu erzählen und zu merken versucht; liebhaberhaft, im Erzählen merkend, im Merken das Erzählte meinend. Es sind kleine Züge und andre aus dem Leben, die man nicht vergessen hat; am Abfall ist heute viel. Aber auch der ältere Trieb war da, Geschichten zu hören, gute und geringe, Geschichten in verschiedenem Ton, aus verschiedenen Jahren, merkwürdige, die, wenn sie zu Ende gehen, erst einmal im Anrühren zu Ende gehen. Es ist ein Spurenlesen kreuz und quer, in Abschnitten, die nur den Rahmen aufteilen. Denn schließlich ist alles, was einem begegnet und auffällt, dasselbe.“ (Bloch 1988: 16f.)

Wie lassen sich Wohngeschichten als lebensweltliche Leistungen verstehen?

Auf der einen Seite sind Wohngeschichten pure Leistungen der menschlichen Lebenswelt und haben mit den Wissenschaften und ihren empiristischen Einstellungen nichts zu tun. Auf der anderen Seite bergen diese Geschichten ein Verständnis von der „Natur“ des Wohnens, eine Gegebenheit, die die Wissenschaften allemal etwas angehen muss. Welche Wissenschaftstheorie ist aber in der Lage, sich auf lebensweltliches Wissen einzulassen, ohne diese Substanz durch methodologisch-methodische Fehlgriffe zu verpassen? Dieser Herausforderung muss sich aber gestellt werden. Die Methodologie, in die die Wissenschaft vom Wohnen ihren Platz gefunden hat, heißt Beispielhermeneutik. Sie ist entstanden aus einer langjährigen Auseinandersetzung mit der Philosophie von Hans Lipps, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Göttingen Medizin und Philosophie studierte und sowohl von Edmund Husserl beeinflusst wurde, als auch später

dort dem Kreis des Dilthey-Schülers Georg Misch angehörte.¹ Die Beispielhermeneutik (zuerst Hahn 1994a) beschreibt einen wissenschaftlichen Denkstil, der von der Überzeugung getragen wird, dass alles menschliche Verhalten als konkretes Zeugnis menschlicher Welt-Anwesenheit wissenschaftlich vorgebracht werden muss, und wir nicht vom Besonderen abstrahieren dürfen, indem wir das Besondere und Einmalige als einen Anwendungsfall des Allgemeinen auffassen. Dies erkannt und praktiziert zu haben, ist das Verdienst des deutschen Philosophen und Arztes Hans Lipps (1889–1941).

Ich will an dieser Stelle nur kurz auf die „Vorgeschichte“ der Beispielhermeneutik eingehen. Lipps entwickelt das Beispielverstehen aus der Transzendenz der Redesituation: während einer Kommunikation soll der eine durch den anderen auf etwas gebracht werden. Es fallen dabei Worte, die der Zuhörer im Einzelnen zwar kennt, da sie einer gemeinsamen oder geteilten Sprache angehören, deren konkrete Bedeutung im Redezusammenhang er aber nicht auf Anhieb versteht. Denn die Bedeutung, die man einem Ding oder Gegenstand gibt, liegt immer in einer bestimmten Hinsicht oder Richtung. Deshalb kann mein Alltagsbegriff, Lipps spricht von „Konzeptionen“, unter dem ich das Ding im Gesprächskontext nehme, auch nur ein „bestimmter“ sein. Um diese Bestimmung bzw. Hinsicht zu veranschaulichen, benötige ich ein Beispiel. Es versetzt den anderen in meine Hinsicht.

Damit ist allerdings schon ein Vorgriff auf eine „Bedeutungstheorie“ der Rede getan. Das gesprochene Wort, so Lipps, „hat keine autonome Bedeutung. In seiner Bedeutung wird es allererst festgerückt auf Grund eines Verstehens dessen, was hierbei wesensmäßig unausdrücklich bleibt. Was nicht unbestimmt, sondern vollkommen deutlich ist, aber über alle Ausdrücklichkeit hinausliegt“ (Lipps 1977b: 69). Was ein Wort oder Begriff in unserer Sprachwirklichkeit „bedeutet“, muss sich in der Situation erschließen. Sprechen und Verstehen sind als eine situative Einheit zu nehmen, da die Redesituation aus Ansprechen und Zuhören besteht, so dass erst das Verstehen des Gesagten die Situation zu einem Abschluss führt. Das Verstehen selber ist aktiv und passiv zugleich. Die Bedeutung eines Wortes lässt sich nicht wieder in Worten ausdrücklich machen, sondern muss als dessen „vollkommen deutlicher“ Sinn verstanden werden. „Das, was ‚ein Baum‘, bedeutet, kann man nicht eigentlich ‚beschreiben‘, man kann nur versuchen, die darin enthaltene Ansicht zu explizieren, in der wiederum rückverwiesen

¹ So dankt Edmund Husserl im Vorwort zur 2. Auflage des 1. Bandes der *Logischen Untersuchungen* von 1913 „Dr. Hans Lipps“ für seine „treue Mitwirkung“ beim Korrekturlesen. Georg Misch drückt im Vorwort zur ersten Auflage von *Der Weg in die Philosophie* von 1925 u. a. „Dr. Hans Lipps“ als einem der „Freunde, die das ganze Buch durch Rat und Korrektur gefördert haben“, seinen Dank aus.

wird auf ein bestimmtes existenzielles Verhältnis, in dem man zu demjenigen sieht, was man insofern, versteht als...“ (Lipps 1977a: 36)

Im Unterschied zum „Fallbeispiel“, das die formale Logik vorbringt, um einen ihrer Begriffe näher zu bestimmen, haben Beispiele im eigentlichen Sinne die Konsequenz, denjenigen, dem das Beispiel gegeben wird, „in den Vollzug eines Selbstverständnisses zu versetzen“ (Lipps 1976: 20). Dies vermögen Beispiele aufgrund „des eindeutig zwingenden ihrer Konkretion“ (Lipps 1976: 20). Wir geben Beispiele, um dem anderen etwas zu vermitteln, was noch nicht in seiner Hinsicht liegt. „Durch das Beispiel soll er in die Bewegtheit einer Einstellung versetzt werden.“ (Lipps 1976: 44) Es liegt also im Gebrauch des Beispiels keine formale Bestimmung vor, vielmehr soll gezeigt werden, wie etwas begriffen, unter welcher Hinsicht etwas genommen wurde. Es handelt sich dabei um ein „Zeigen“, nicht um die nachträgliche Angabe einer Definition. Derjenige, der das Beispiel dem anderen gibt, will diesen zu dem Verständnis führen, wie er z. B. ein „Geschehen“ hier und jetzt verstanden wissen möchte, wie es vom Sprechenden gemeint ist. Insofern löst das passende Beispiel eine konkrete Situation. Etwas unter einer bestimmten Hinsicht sehen, ist gewiss eine Abstraktion gegenüber dem komplexen Geschehen, auf das es sich bezieht, aber eben keine, die die Besonderheit lediglich negiert. Hinsichten geben Richtungen an, wie man etwas nehmen möchte. Insofern liegt hier eine Abstraktion auf das Besondere vor, wobei immer zu beachten ist, dass Hinsichten und Richtungen als solche nicht vorgebracht, nicht thematisiert werden können.

Das Beispiel soll zum „Lesen“ von Konzeptionen (Orientierungen), mit denen man vertraut ist, führen. Insofern liegt im Beispielverstehen die nachträgliche Veranschaulichung von Sichtweisen, die schon bereits vollzogen sind. Es ist ein Begegnen mit „Vor-griffen“ (Antizipationen), insofern man schon in der Auseinandersetzung mit der Welt steht, wenn man die Dinge befragt. In allen vor- und außerwissenschaftlichen Begriffen der Gebrauchssprache, der ich mich bediene, ist bereits dieser vorgängige Bezug zur Welt und zu mir gestiftet. Solche Konzeptionen orientieren die Existenz und Lebensführung eines Menschen (vgl. Lipps 1977: 51): Sie sind lebensweltliche Leistungen. Nur nachträglich, so stellt Lipps wiederholt fest, lässt sich ein Bezug dazu herstellen, der im Durchsichtigwerden der Vorgriffe sowie deren bewusster Übernahme gleichsam von mir anerkannt wird. Dieses Verständnis ist zentral für Lipps' philosophische Hermeneutik: Da der Mensch nicht über seinen Anfang verfügt, kann er sich nur rückblickend zu vergewissern versuchen, was für sein Tun leitend war. In Konzeptionen verstrickt, vollzieht sich Existenz. Wir reagieren auf die Unmittelbarkeit der Dinge, die gerade in diesem Zur-Hand-sein ihre Wirksamkeit zeigen. Auf Grund der Nicht-hintergebarkeit dieses primären Verstrickt-seins kann der Mensch sich aus dieser

Verfangenheit nicht wirklich lösen, so dass ihm nur die nachträgliche Betroffenheit durch Bewusstmachung des „Wie“ der Verstrickung bleibt. „Denn wir stehen je im Bann eines bestimmten Seinsverständnisses.“ (Lipps 1977: 27a)

Praxis und Wissenschaft

Die Beiträge dieses Bandes vereinigen in sich die Aufgabe, ein überzeugendes und kritisches wissenschaftliches Konzept vorzulegen, das aussichtsreich und nachvollziehbar Bedingungen formuliert und Möglichkeiten aufzeigt, den „komplexen Sitz“ einer beherbergenden Architektur im Leben methodisch kontrolliert zu erkunden. *Wohnen* und *Bauen* stehen in absoluter Wechselwirkung. Dennoch sind wesentliche Unterschiede zu beachten. Das ist schnell einzusehen: So kann jemand sagen, dass er heute an seinem Haus gebaut habe. Oder eine Architektin stellt fest, dass sie heute die Fassade eines Gebäudes entworfen habe. Allerdings wäre es unsinnig oder zumindest merkwürdig zu sagen, jemand habe heute gewohnt. Haben das Bauen und das Entwerfen in ihrem jeweiligen Abschluss, dem Gebäude bzw. dessen Entwurf, ein reales, handfestes Ziel, ein Produkt, so kennen wir beim Wohnen ein entsprechendes gegenständliches Ziel und Produkt nicht. Ein Haus kann entworfen werden. Was Architekten sich vorgestellt haben, wird in einem Plan festgehalten. Er dient als Vorlage für eine folgende Realisierung. Aber kann auch das Wohnen *entworfen* werden? Jedes Entwerfen zielt räumlich nach vorne, zeitlich in die Zukunft. Das Gebäude ist nur das notwendige Mittel, damit das menschliche Wohnen überhaupt „Raum“ zur Verfügung hat. Für das Wohnen ist der architektonische Raum aber eine *Zumutung* – insofern die Architekten den Wohnenden ihre Architektur *zumuten* und auch *zutrauen* bzw. ihr Bewohnen *verlangen*.

Wissenschaftliche Begriffe sind nicht Selbstzweck. Die Alltagswelt und ihre Praxis benötigen sie nicht, da im redenden Miteinander sich ein pragmatisches Verständnis von Bauen und Wohnen ausbildet und dem unmittelbaren Interesse genüge tut. Der professionelle Austausch von Meinungen, den Architekten untereinander und im Umfeld des architektonischen Betriebs, in dessen Sachlichkeit man eingespannt ist, pflegen, hat eine eigene bildungssprachliche Begriffs- und Vorstellungsrealität geschaffen, wie sie ebenfalls in eher handwerklich-technischen Ausbildungsstätten und in einschlägigen Feuilletons und Fachzeitschriften praktiziert wird. Ein Nachdenken über unser Wohnen als lebensweltlicher Vollzug der menschlichen Existenz hat dort keine Heimat gefunden. Wünschenswert wäre es allemal, wenn die Erfahrungen der Wohnenden überall dort Zutritt bekämen, wo über die Mittel, die den Zwecken des Wohnens zur Verfügung gestellt werden, verhandelt wird: sowohl bei der auf methodisch kontrollierter Forschung gründenden wissenschaftlichen Begriffsarbeit als auch

bei Architekturschulen und Ausbildungsstätten, insofern deren Grundlagenlehre überhaupt akademisch und nicht „dilettantisch“ aufgebaut sein soll. Um dies in Angriff zu nehmen, benötigt man an ganzheitlicher Bildung ausgerichtete Lehr- und Lerninstitutionen. Die Beispielhermeneutik vereinigt als wissenschaftliche Methodologie praktische, theoretische und anwendungsbezogene Inhalte und vermittelt lebensweltliche Leistungen mit *empirisch* (und nicht empiristisch) eingestelltem Forschungsbemühen.

Wenn die Praxis des faktischen Wohnens die wissenschaftlichen Erkenntnisse zur eigenen Orientierung gar nicht benötigt, da sie sich bereits („schon immer“) ihr eigenes Bild von Architektur und beherbergendem Bauen gemacht hat, welche Aufgabe bleibt dann der altehrwürdigen Architekturtheorie? Will sie sich nicht in einen Meta-Monolog verlieren, der Architektur zu einem autonomen System mit eigener Umwelt stilisiert, dann muss sie sich kritisch erneuern, indem sie die Wechselwirkung von Wohnen und Bauen reflektiert. Dann muss Architekturtheorie endlich aus dem Schatten einer betriebsblinden Architekturkritik heraustreten und eine empirische Wissenschaft, also genuine Architekturwissenschaft, werden. Als solche muss sie sich des lebensweltlichen, vorwissenschaftlichen Selbstverständnisses aktiv versichern, damit sie nicht in ihren eigenen Bemühungen an der Wirklichkeit, der sie zu dienen hat, vorbeigreift. Eine kritische Architekturwissenschaft muss ihre Möglichkeiten jenseits bloßer Sprachrohr-Rhetorik für Leuchtturm-Architektur entdecken. Das kann sie nur, wenn sie sich methodisch kontrolliert und ganzheitlich mit der Praxis des Wohnens auseinandersetzt.

Zur Konzeption des Buchs

Der vorliegende Band hat nicht den Anspruch, etwas völlig Neues zu präsentieren, sondern offen und gezielt mit den Gewissheiten und Einsichten zu rechnen und auf sie zu zählen, die das Wohnen in Gebäuden ein Leben lang begleiten und orientieren. Leben und Wohnen sind ausgezeichnete Charakteristika des Menschseins. Setzen wir also entsprechende Gewissheiten, dass jeder Mensch wohnen muss, als überzeugenden Anfangsgrund unseres Nachdenkens voraus, dann können wir uns eine Erkenntnistheorie aneignen, die mit dieser Grundlegung gekonnt umzugehen weiß. Die beiden Aufsätze des ersten Abschnitts „**Widerfahrnisse und Erfahrungen**“ thematisieren diese Anfangsproblematik. Wenn hier nicht die Architektur, sondern der wohnende Mensch in den Mittelpunkt rückt, dann fragt es sich, was wir von ihm wissen können und müssen. Die Architekturtheorie und die Beispielhermeneutik gehen vom „Widerfahrnischarakter des Lebens“ (Wilhelm Kamlah) und von der Bedürftigkeit des Menschen, sein Leben führen zu müssen, aus. Das Bauen ist dann unsere kulturelle Antwort auf eine natürliche Ausgangslage. Erfahrungen können uns vermitteln und zeigen, welches Bauen

uns guttut und welches nicht. Damit ist die Architektur als ein Kulturgut festgestellt, dessen Güte den Wohnenden widerfährt und insofern zur Diskussion gestellt werden muss.

Die Beispielhermeneutik wurde von Anfang an mit und an Fällen des Wohnens entwickelt. Es war stets das Bemühen da, Wissenschaftstheorie und die Praxisverfahren zur Gewinnung des Gegebenen aufeinander zu beziehen. Das hatte sicher auch damit zu tun, dass der Autor selbst ein Studium der Architektur absolviert hatte und sich immer schon darüber wunderte, dass darin zwar von „Wohnbau“ als praktisches Entwurfsgebiet die Rede war, aber nie das Wohnen selbst als befragungswürdig erachtet wurde. Seine damaligen Lehrer der Architektur waren stets der Meinung, da man ja selbst wohne, müsste über das Wohnen gar nicht weiter nachgedacht werden. Zum anderen wurde der Autor ständig bedrängt, seine Bemühungen einzustellen, das „Wohnen“ als unhintergehbare menschliche Grundsituation aufzufassen. Umso dringlicher wurde mir deshalb, einmal über eine **„Lebensform Wohnen“**, wie es im Kap. 3 versucht wird, zu schreiben. Darin kann das Wohnen als ein ausgezeichnetes Beispiel der menschlichen Lebensbewältigung dargelegt werden, in der es darum geht, sich konkret in Raum und Zeit seinen Aufenthalt in der Welt zu ermöglichen.

Von der Logik des Denkens muss der Weg über die Logik der Sprache zurückgegangen werden zum Logos des mitweltlichen Redens. Hier, beim mündlichen intersubjektiven Austausch, beginnt jede Befragung lebensweltlicher Themen. Im Abschnitt **„Ansatz und Struktur der Beispielhermeneutik“** geht es um eine erste Bestimmung von Prinzipien oder Gründen der Lebensführung als „naive“ Hochstilisierungen von erfahrenen Bedeutsamkeiten, die allein in der zwischenmenschlichen Mitteilung, im Erzählen „passierter“ Geschichten z. B., sich intersubjektive Geltung verschaffen und die diesem Meinen und Sprechen die theoretisch unhintergehbare Güte eines „ursprünglichen“, d. h. nichttheoretischen, Lebensverständnisses zuweisen. Erkenntnisse sind dann nicht unabhängig oder losgelöst von vorwissenschaftlichen Lebensverhältnissen aufzufinden und zu begründen.

Welche Konsequenz hat ein erfahrungswissenschaftlicher Zugang für die Architekturtheorie selbst? Dieser Fragestellung wird in Abschnitt **„Wissenschaftstheoretische Vertiefungen in Architektur-, Landschaftsarchitektur- und Stadttheorie“** nachgegangen. Dabei hat es sich immer wieder gezeigt, dass Architektur und Landschaft in *einen* Zusammenhang gehören. Jedes Bauwerk steht in einer landschaftlichen Umgebung, in der es wahrgenommen und erfahren wird. Landschaften sind bewohnte Alltagslandschaften, unsere vertraute Nahumwelt. Dieser Zusammenhang muss auch

wissenschaftstheoretisch besprochen werden. Ebenso muss die Architekturtheorie nicht nur ihr Verständnis von Architektur, sondern auch ihr Bild und ihren „Begriff“ von Landschaft neu konzipieren. Dass man sich dabei stets auch mit überkommenen Denkstilen der Architektur- und Stadtkritik auseinandersetzen muss, zeigt die Diskussion der Wissenschaftstheorie von Ludwik Fleck.

Die Aufsätze des Abschnitts **„Empirische Einsätze der Beispielhermeneutik“** dokumentieren die verschiedenen Anwendungsmöglichkeiten der Beispielhermeneutik in der Forschungspraxis. Im Mittelpunkt steht immer das Wohnen, das temporäre Bleiben an einem Ort. Das Wohnen ist der rote Faden, entlang der die Methodologie entwickelt und ausprobiert wurde. Es wird vorgeführt, wie bei unterschiedlichen räumlichen Maßstäben (Wohnhaus, Stadt, Region) das Wohnen stets präsent ist, sobald das In-der-Welt-sein der Menschen in den Mittelpunkt der empirischen Untersuchung gerückt wird. Es folgt ein **Exkurs**, der die Frage aufwirft und zu beantworten unternimmt: **„Wie kann die Wissenschaft Bezug nehmen auf die Praxis, in der sich das Leben vollzieht?“**

Im Abschlusstext **„Architekturtheorie und transdisziplinäres Forschen“** wird festgestellt, dass wir nicht mit einer „fertigen“ wissenschaftlichen Disziplin rechnen können, zu deren Leistungsangebot wie selbstverständlich das Wohnen gehört. Vielmehr soll dazu angeregt werden, von einem z. B. beispielhermeneutisch gewonnenen Verständnis des Wohnens her einen Forschungsverbund zu gründen und aufzubauen. Dazu wird es wichtige Impulse aus vielen bereits bestehenden Zugängen geben müssen, die im Verbund eine dem Wohnen angemessene transdisziplinäre Wissenschaft etablieren können. Bislang wird das Wohnen in der Regel von der Architektur und vom Bauen her interpretiert bzw. als soziologische Sonderform behandelt. Diesen Verständnis zufolge wird der Mensch durch Architektur und ihm zur Verfügung gestellter Häuser und Wohnungen aufs Wohnen im Sinne einer Ursache-Folge-Wirkung verwiesen. Da der Mensch (bzw. die Natur) immer schon gebaut hat, ließ der Mensch sich von den Umständen überzeugen, das Gebaute zu nutzen. Ein Standpunkt, der unhaltbar ist. Er stellt eine nicht länger hinnehmbare Verkürzung der Bedeutung der Lebensform Wohnen und ebenso der des Bauens dar, die wohl erst eine „neuartige“ Architektur-Wissenschaft wird ganz überwinden können (vgl. Berr und Hahn 2020).



2.1 Empirische Architekturtheorie? Reflexionen über den Anfang

Der folgende Aufsatz stellt zentrale Bausteine für den Aufbau der Architekturtheorie als einer empirischen Wissenschaft zur Diskussion. Unter Wissenschaftstheorie werden die philosophischen Bemühungen gefasst, eine Wissenschaft methodisch zu fundieren. Dies soll im Folgenden von einer Wissenschaft der Architektur versucht werden. Unter Empirie wird die lebensweltliche Erfahrung verstanden, die sich in der Erfahrungheit¹ eines Menschen im Umgang z. B. mit

¹ Das alte deutsche Wort *Erfahrenheit* wird von Adelung (Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe.* Leipzig 1793–1801) noch gleichbedeutend mit Erfahrung gebraucht:

„Die **Erfahrenheit**, der Zustand, da man viele sinnliche Erkenntniß besitzt, viele Dinge sinnlich erfahren hat; ein seltenes aber doch richtig gebildetes Wort. Er besitzt eine große Erfahrungheit in den Alterthümern, in der Sprache, in der Arzeneykunde, in Staatsachen u. s. f. Die Erfahrungheit ist vorsichtig.[...] Im Oberdeutschen wird dieses Wort auch für Erfahrung gebraucht. Ich habe es aus Erfahrungheit.

Die **Erfahrung**, plur. die -en, von der letzten Bedeutung des Zeitwortes erfahren.

1. Der Zustand, da man erfähret oder sinnliche Kenntniß erlangt; ohne Plural:

1) In der weitesten Bedeutung des Zeitwortes. Ich habe es aus eigener Erfahrung, ich habe es selbst erfahren. Die Erfahrung wird es lehren. Durch die Erfahrung gelangt man zu vieler Erkenntniß.

2) In engerer Bedeutung, die Erfahrung durch den Sinn des Gehöres; doch nur in der Redensart, etwas in Erfahrung bringen, es nach angewandter Bemühung erfahren. Im Oberdeutschen sagt man auch in Erfahrung kommen, für erfahren.

Lebensgütern zeigt. Es geht also um eine Wissenschaft, die sich der lebensweltlichen Erfahrung der Menschen mit Architektur in einem weiten Sinne zuwendet.

2. Dasjenige, was man sinnlich erkennt, die durch die Sinne erlangte Erkenntniß, so wohl in einzelnen Fällen, da denn auch der Plural gebraucht werden kann, als auch im Ganzen genommen. Sich viele Erfahrungen sammeln. Eine Erfahrung machen. Ein Mann von großer Erfahrung, der viel erfahren hat. Aus anderer Erfahrung klug werden. In der Philosophie nimmt man das Wort zuweilen in engerer Bedeutung, von einer Erkenntniß durch die Sinne, die sich uns von selbst darbiethet, um die Erfahrung von einem Versuche zu unterscheiden, wo wir erst durch unsere Bemühung zu dieser Erkenntniß gelangen. In der Mathematik aber werden die Erfahrungen zuweilen mit den Grundsätzen vermenget. Daher der Erfahrungssatz, ein Satz, den man unmittelbar durch die Sinne wahrgenommen hat.“ Adelong 1793–1801.

Der Ausdruck „Erfahrenheit“ ist 100 Jahre später ungebräuchlich geworden. In *Meyers Großes Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig und Wien 1905–1909* taucht nur mehr das Stichwort *Erfahrung* auf. Deutlich wird der Einfluss, den inzwischen die instrumentelle Erfahrung auch auf das Verständnis nichtwissenschaftlicher Wissensformen gewonnen hat: „Erfahrung (Empirie) heißt im allgemeinen das auf die unmittelbare sinnliche Anschauung eines Gegenstandes begründete Wissen im Gegensatz zu der durch Denken erworbenen oder durch Belehrung übermittelten Einsicht, sodann auch (im konkreten Sinne) jedes einzelne auf diesem Wege gewonnene Ergebnis (eine E.). Da unser Geist nur durch Vermittelung der Sinne mit der Außenwelt in Verbindung tritt, so beruht alle unsre Kenntnis der Dinge in letzter Linie auf E., und weder das Denken noch die (aus Büchern oder aus mündlicher Mitteilung geschöpfte) Belehrung vermögen diese zu ersetzen. »E. haben« heißt daher soviel wie mit den Eigentümlichkeiten der Dinge (oder Menschen) genau bekannt sein, und »unerfahren« wird derjenige genannt, der die Welt nur durch Überlieferung und nicht aus eigener Anschauung kennt. Andererseits ist aber die E., die für das praktische Leben oder für die Wissenschaft von Bedeutung und Wert sein soll, weder bloß die Summe der alltäglichen Erfahrungen, wie sie jeder ohne Mühe machen kann, noch besteht sie in dem Erlebthaben irgend welcher ungewöhnlichen Fakta (viele Menschen erfahren gar manches, ohne E. zu machen), sondern sie entspringt erst aus der Verknüpfung und richtigen Deutung dessen, was man erfahren hat. Die sinnliche Wahrnehmung gibt uns immer nur Einzelfälle, während dem Zwecke des Wissens nur gedient ist durch Regeln (Gesetze), die in allen Fällen Geltung haben; dazu ist aber eine denkende Bearbeitung der Erfahrungstatsachen erforderlich. Die vom Empirismus (s. d.) aufgestellte Forderung, daß das Erkennen sich auf die »reine« E. stützen müsse, hat daher einen guten Sinn, wenn sie besagen will, daß man ohne vorgefaßte Meinungen an die Betrachtung der Dinge selbst herangehen, ist aber falsch, wenn gemeint ist, daß man die Tatsachen der Wahrnehmung ohne Prüfung hinnehmen soll. Denn sehr oft lassen die letztern eine mehrfache Deutung zu (aus dem »Aufgehen« der Sonne kann auf eine Bewegung der Erde oder der Sonne geschlossen werden), und immer ist es Sache des Denkens, das Wesentliche, Allgemeingültige von den zufälligen und unwesentlichen Besonderheiten des einzelnen Falles zu unterscheiden und zu verhüten, daß voreilig falsche, durch die vorliegenden Tatsachen nicht gerechtfertigte Verallgemeinerungen aufgestellt werden. Dem bloßen Empiriker, der auf Grund einzelner, nicht weiter auf ihren Wert geprüfter und

Ein zentrales Problem beim Aufbau dieser Wissenschaft wird im Übergang gesehen, der von der vorwissenschaftlichen Lebenspraxis zur Wissenschaft und zu ihrer Methodik führt. Wie ist ein methodologisch gesicherter Weg von den lebensweltlichen Praxisformen mit ihren unausdrücklich bleibenden Handlungs- und Begründungsformen zur wissenschaftlichen Explikation der implizit gewussten, vorwissenschaftlichen Prinzipien gelingenden Lebens zu bereiten? Wie jede Wissenschaft muss sie zunächst ihre Ausgangssituation, ihr nicht hintergebares Selbstverständnis, klären. Sie muss herausstellen, auf welchem „unbeweisbaren“ Fundament diese Wissenschaft errichtet werden soll. Nach Aristoteles ist „jedes wirkliche Wissen ein Wissen aus Prinzipien“ (Wieland 1992: 52). Es war ihm selbstverständlich, dass jedes Wissen immer schon etwas voraussetzt, nämlich das Woraus des Wissens. Husserl hat dieses „Woraus“ die „Lebenswelt“, die „Welt in natürlicher Einstellung“ genannt. Im Griechischen wie im Lateinischen bedeutet das eingedeutschte Wort „Prinzip“: *Anfang* bzw. *Ausgangspunkt*. Eine Architekturtheorie mag vordergründig nach einer bestimmten Sache oder einem bestimmten Ding, nämlich der Architektur, forschen. Sie will möglicherweise das allgemeine Prinzip dieser Sache hervorbringen. Dabei ist allerdings zu beachten, dass Prinzipien selbst nicht wieder eine eigene Sache sind, sondern ein bestimmtes *Wissen* von der gesuchten Sache.

Prämissen oder Antizipationen, von der eine Wissenschaft ihren Anfang nimmt und die uns zu den Prinzipien der Sache selbst führen sollen, können nicht syllogistisch abgeleitet werden und aus keiner wissenschaftlichen Feststellung

mit andern verknüpfter Erfahrungen urteilt und handelt, begegnet es daher oft genug, daß er durch den Erfolg selbst widerlegt wird oder unter andern als den ihm geläufigen Umständen keinen Rat weiß, weshalb auf allen Gebieten die rationale (auf E. und Denken) basierte Auffassung oder Behandlung einer Sache höher geschätzt wird als die »Routine« des Empirikers. Alle Realwissenschaften sind zwar insofern Erfahrungswissenschaften, als sie die E. nicht entbehren können, sei diese nun eine äußere (objektive), wie in den Naturwissenschaften, oder eine innere (subjektive), wie in der Psychologie und den mit ihr zusammenhängenden Disziplinen, aber sie gründen sich/nicht ausschließlich auf E. Auch begnügt sich die Wissenschaft nicht mit den zufällig gemachten Beobachtungen, sondern sie geht planmäßig vor und sucht Tatsachen, die geeignet sind, die Grundlage eines methodischen Schlußverfahrens zu bilden (vgl. Experiment und Induktion); oder sie beginnt umgekehrt mit hypothetisch aufgestellten allgemeinen Annahmen, um die (durch Deduktion) daraus abgeleiteten Folgerungen an der E. zu prüfen und so eine Bestätigung oder Widerlegung jener Annahmen zu finden. Auf den letztern Fall bezieht sich die Gegenüberstellung von Theorie und E.; die Theorie geht vom allgemeinen aus, die E. vom einzelnen, und das Ideal der (Real-)Wissenschaften ist erreicht, wenn beide vollständig zusammentreffen. Ob es Begriffe und Erkenntnisse gibt, zu deren Zustandekommen die E. überhaupt nicht erforderlich ist, ist eine zwischen Apriorismus (...) und Empirismus (s. d.) strittige Frage.“ Meyers Großes Konversationslexikon 1905–1909.

herrühren, dennoch aber sollen sie sicher sein und überzeugen. Dieses Verständnis von Prinzipienforschung liegt der aristotelischen Epagoge oder Induktion, wie sie auch genannt wird, zugrunde. „Zur Vermeidung eines unendlichen Regresses im Beweisen muß die Wissenschaft von unbeweisbaren Grundsätzen (ἀρχαί) ausgehen, die zugleich wahr, unvermittelt und früher sind als der Schlußsatz. Die Erkenntnis dieser Sätze beruht auf ἐπαγωγή.“ (Ruzicka 1976: 323) Über die Erkenntnisform dieser ersten Sätze, von denen unser Weg zu den Prinzipien (ἀρχαί) seinen sicheren Ausgang nehmen soll, ist zunächst zu verhandeln. Prinzip und Sache hängen unmittelbar zusammen, denn das Prinzip kann niemals etwas für sich allein sein, sondern ist stets nur das Prinzip von etwas anderem. Die Sache, den Gegenstand, erkennt man erst, wenn man seine Prinzipien kennt und umgekehrt. D. h., ein Prinzip lässt sich weder durch andere Prinzipien erkennen, noch übt es die Funktion eines Beweises (hinsichtlich der zu erforschenden Sache) aus. Fragen wir nach einer Sache, dann muss uns die Sache schon, wenn auch noch begrifflich unbestimmt, bekannt sein. Deshalb setzt die Prinzipienlehre des Aristoteles voraus, „daß sich alles Forschen und Lernen immer schon auf Vorkenntnisse muß stützen können“ (Wieland 1992: 54).

2.1.1 Die Rolle der (aristotelischen) Epagoge

Die moderne Logik hat zwar Aristoteles als ihren Urahn anerkannt², aber es doch versäumt, einen überzeugenden Zugang zur Epagoge zu gewinnen. An einer mangelhaften Rezeption der Logik des Aristoteles hatten nach Auskunft von Ernst Kapp schon die Stoa und auch Cicero ihren Anteil. Es wurde nicht berücksichtigt, dass die Logik des Aristoteles immer schon ein Wissen voraussetzt, wenn man mit einer Wissenschaft beginnen will. Dem gegenüber war es die Meinung der ihm nachfolgenden „modernen“ Logiker, „es sei Aufgabe der geistigen Tätigkeit, die Menge der bekannten Tatsachen dadurch zu vermehren, daß man ganz einfach von ihnen zu etwas Unbekanntem fortschreitet“ (Kapp 1965: 88). Dieses Missverständnis gegenüber der dialektischen Logik lässt sich auch daran abzeichnen, dass Epagoge mit „Induktion“ übersetzt und diese wiederum in Relation zur „Deduktion“ ebenfalls als ein syllogistisches Schlussverfahren interpretiert wurde. Man meinte, Aristoteles hätte mit der, wie es oft gedeutet wurde: „generalisierenden“ Induktion eine Art umgekehrte Deduktion im Sinn gehabt. Wir müssten nur sehr

² „Die Lehrbücher der L.[ogik] pflegen seit Descartes nur eine simplifizierte Form der aristotelischen Syllogistik zu bieten und vornehmlich Methodenlehre und Erkenntnistheorie zu behandeln.“ Patzig 2004: 433

viele, am besten alle Einzelfälle einer Spezies uns vornehmen, um im Vergleich ihrer Gemeinsamkeiten auf etwas Allgemeines schließen zu können.

Diese Fehlinterpretation und dieses Unvermögen der neuzeitlichen Logik hat als einer ihrer ersten Kritiker Ernst Kapp in seiner 1942 zunächst auf Englisch erschienen Schrift „Greek Foundations of Traditional Logic“ herausgearbeitet. Kapp macht darin deutlich, dass sowohl Platon als auch Aristoteles die Logik in den Bereich des Gesprächs zwischen Lehrer und Schüler angesiedelt hatten. Im mündlichen Austausch sollte überprüft werden, wie man am besten sein Gegenüber von der Wahrheit überzeugen könnte. Die moderne Logik erfand stattdessen eine Logik für den einsamen und isolierten Denker. Die Verwendung des Wortes *logos* bei Aristoteles weist jedoch darauf hin, „daß die Logik ursprünglich verstanden wurde als eine Wissenschaft von dem, was geschieht, wenn wir nicht für uns selbst denken, sondern wenn wir reden und versuchen, einander zu überzeugen“ (Kapp 1965: 26). Dabei interessieren vor allem Situationen, in denen einer dem anderen seine Erfahrungen mitteilen will, zugleich davon überzeugt ist, dass Erfahrungen selbst keine Beweise sind. Es ist nämlich ein Unterschied, ob ich das Denken „als ein Gespräch mit mir selbst“ oder als einen gedanklichen Austausch mit einem anderen, der eine „geistige Erfahrung“ über das Gesprochene macht, verstehe. Im ersten Fall komme ich nur zu einer, „meiner“, Meinung. Im zweiten Fall gibt es sowohl Zu- als auch Widerspruch, auf die wiederum gesprächsweise eingegangen werden kann.

Induktion ist die lateinische Entsprechung des griechischen Hauptwortes *epagogé*. *Epagoge* kommt von *epagein*, das „jemanden zu etwas führen oder hinbringen (bedeutet). Platon verwendet das Wort in einer gescheiterten Erläuterung der Funktion eines Beispiels ...“ (Kapp 1965: 89). Das bei Platon angeführte Beispiel hat die Aufgabe, „jemanden zu etwas hinführen, das er noch nicht kennt“ (Kapp 1965: 90). Im Hintergrund von Platons Beispiel steht das Problem, dass Menschen die Staatsgeschäfte nicht in die Hände von Philosophen, die doch von der Sache am meisten verstehen, legen wollen, sondern die rhetorisch geschicktesten Sprecher als die geeignetsten für die Staatsführung ansehen. Um seinen Zuhörern zu vermitteln, dass sie hier entgegen ihrer sonstigen Überzeugung handeln, stellt Platon fest, dass sie z. B. bei einem Krankheitsfall in der eigenen Familie den Fachmann konsultieren werden, der die meiste Erfahrung im Heilen von Menschen hat, und nicht den lautesten Rufer. Hier kann ein einziges einleuchtendes Beispiel die Hörer zur Besinnung bringen, dass es doch insgesamt und in allen praktischen Fällen ratsam sei, demjenigen eine Aufgabe zu übertragen, der in dieser Sache die meiste Erfahrung besitzt und sich am besten auskennt.

Bei Aristoteles scheint der Ausdruck *Epagoge* bereits zu einem *Terminus technicus* geworden zu sein. „*Epagoge* oder Induktion hat nun die Bedeutung

gewonnen, jemanden zu einer allgemeinen Wahrheit zu führen, indem man ihm einzelne Beispiele vorführt, in denen er sie bereits zu sehen vermag.“ (Kapp 1965: 90) Aristoteles' Beispiel aus der *Topik* (105a 13) erinnert uns an den eben besprochenen Fall des platonischen Sokrates, der allerdings nicht von Epagoge als von einer Methode gesprochen hat. Es lautet: „Induktion ist der Weg zum Allgemeinen durch die Einzelheiten, so zum Beispiel: wenn der erfahrene Lotze der tüchtigste ist und ebenso der erfahrene Wagenlenker der tüchtigste, dann ist allgemein der Erfahrene der Beste in seiner besonderen Aufgabe. Induktion ist überzeugender und klarer, der Sinnenwahrnehmung näher und der Menge geläufiger; der Syllogismus andererseits ist zwingender und wirksamer dem geschulten Debattierer gegenüber.“ (Kapp 1965: 90) Aristoteles vergleicht also am Ende die Epagoge mit dem Syllogismus und macht klar, wo jene eingesetzt werden kann und muss. Es ist wesentlich, dass es vor allem auf das passende Beispiel ankommt, das die Zuhörer veranlasst, eigenständig den allgemeinen Charakter des Gesagten nachzuvollziehen.

Aristoteles' Voraussetzung für den Einsatz der Induktion scheint die Überzeugung gewesen zu sein, dass es auch Wahrheiten geben müsse, die nicht durch einen Syllogismus zu beweisen sind. Natürlich weiß der Lehrer bereits von einer Wahrheit, bevor er die Schüler in diese einweist. Aber wie lehrt er sie? „Durch Induktion“, d. h. durch den Hinweis auf einzelne Fälle. Die Hinweise, die Aristoteles selbst zu diesem Vermögen, Wahrheiten ohne syllogistische Schlüsse zu erbringen, gibt, betreffen den *Nous* („Geist“; „Seele“). Kapp interpretiert den „*Nous*“ als das Vermögen der unmittelbaren Einsicht: „Die Lösung dieses Geheimnisses der Induktion – soweit Aristoteles eine Lösung bietet – ist also, daß der Seele eine intuitive Fähigkeit innewohnt, die sie in den Stand setzt, unbeweisbare allgemeine Wahrheiten aus Einzelfällen zu erfassen, wenn sie auf diese hingewiesen wird.“ (Kapp 1965: 92)³

Es ist also ein weit verbreitetes Missverständnis, Aristoteles dahin auszulegen, er habe neben der Deduktion einen weiteren Syllogismus durch Induktion bereitstellen wollen. Die moderne Logik hat Aristoteles' Interesse und seine Absicht völlig verkannt, indem sie unterstellte, er habe lehren wollen den Weg von gegebenen und bekannten Prämissen zu unbekanntem Schlusssätzen. Vielmehr ist die Epagoge der Weg hin zu den Prinzipien und Grundprämissen einer Wissenschaft, die selbst nicht durch syllogistisches Beweisen abgeleitet werden können. Kapp

³ Diese „Lösung“ durch Epagoge ist auch Ausgang der „Beispielhermeneutik“ als einer Forschungspraxis: Der mit einer Stadt, einer landschaftliche Umgebung, einem Gebäude Erfahrene und Vertraute gibt dem Forscher ein „hinweisendes“ Beispiel (erzählt ihm z. B. eine Geschichte), so dass dieser die in der Geschichte mitgemeinte „allgemeine Wahrheit“ erfassen kann.

zitiert die bekannte Stelle aus der Anal. Poster. des Aristoteles, wo dieser die verschiedenen Wissensformen unterscheidet: empfinden, wahrnehmen, erinnern, Erfahrung, dann das allgemeine Wissen des Handwerkers und abschließend die Erkenntnis der Wissenschaften. Diese Stufen der Erkenntnis sind nicht angeboren, sondern entwickeln sich *aus der Sinneswahrnehmung*. Am Ende heißt es bei Aristoteles wörtlich: „Somit ist klar, daß wir die Grundprämissen durch Induktion erkennen müssen; denn die Methode, mit deren Hilfe sogar die Sinneswahrnehmung das Allgemeine einpflanzt, ist induktiv“. (Aristoteles zitiert bei Kapp 1965: 96) Dieser Hinweis scheint mir elementar. Die Wahrnehmung: „Ich sehe ein Haus“, nimmt als eine sinnliche Wahrnehmung eben nicht allein dieses Haus wahr, sondern in einem auch das *Hausartige* dieses Hauses. Der Wahrnehmende kennt also schon etwas Allgemeines, denn ansonsten könnte er nicht *dieses* Haus als *ein* Haus wahrnehmen. Das wahrgenommene Haus erweitert gewissermaßen die Reihe aller bislang wahrgenommenen Häuserbeispiele um eine neues.⁴

Nach Kapp müssen wir uns darauf besinnen, dass Aristoteles in der Tradition des Sokrates und des Platon steht. Damit ist Aristoteles von der sokratischen, nämlich dialektischen Praxis des Gesprächs zwischen Lehrer und Schüler ausgegangen. Die nacharistotelische Logik setzt stattdessen einen einsam und isoliert Denkenden voraus, der nur sich selbst befragen und sich selbst antworten kann. Den dialektischen Logikern kommt es allein darauf an, „was in der Seele des Antwortenden vor sich geht, vor sich geht als eine psychologische Tatsache, aber nicht als ein Akt einsamen Denkens“ (Kapp 1965: 99). Wenn die moderne Logik seit Gottfried Frege erfreulicherweise als eine Logik der Sprache auftritt (vgl. Gabriel 1993), dann hat sie in Aristoteles ihren meisterlichen Urahn. Allerdings ging es Aristoteles nicht primär um die Logik der Sprache, sondern um das Geschehen, das sich in einem Gespräch entfalten kann. Erst die hermeneutische Logik, wie sie etwa Hans Lipps und Ludwig Landgrebe konzipieren, schließt sich hier wieder Aristoteles an.⁵

Der Altphilologe Kurt von Fritz kommt zu einer ähnlichen Einschätzung der aristotelischen Epagoge wie Kapp. Aristoteles steht noch ganz in der Tradition der sokratischen Dialektik, wenn die Epagoge aus der Unterredung von Menschen verstanden wird, in welcher der Lehrer den Schüler vom Einzelnen zum Allgemeinen hinführt. Zwar lehnt Aristoteles die Ideenlehre Platons ab, dennoch stimmt er darin mit seinem Lehrer überein, dass „das Allgemeine in den Dingen wirklich als solches enthalten ist und nicht erst durch Zusammensehen von bloßen

⁴ Daran knüpft die Beispielhermeneutik an, Hahn 1994a. Siehe dazu auch das Abschn. 4.3. in diesem Buch.

⁵ Zur „hermeneutischen Logik“ vgl. Lipps 1976, Landgrebe 1956 und Kühne-Bertram 1993.

Ähnlichkeiten subjektiv in unserem Intellekt entsteht“ (von Fritz 1964: 38). Jede Wahrnehmung ist nach dieser Auffassung „durch das Einzelne hindurch schon auf das Allgemeine gerichtet“ (von Fritz 1964: 38), nämlich z. B. was diesen Menschen als solcher angeht und betrifft. Die allgemeinen Prinzipien heißen bei Aristoteles *archai*. An der Stelle der *Analyt. Post.*, die wir oben schon erwähnt haben, kommt Aristoteles auf die Prinzipien selbst zu sprechen und fragt nach deren Herkunft. Prinzipien, auf denen die Wissenschaften fußen, dürfen nur dort entsprungen sein, wo es keinen Irrtum geben kann, und deshalb können sie auch nicht bewiesen werden, denn jeder (wissenschaftliche) Beweis ist irrtumsfähig. Es darf also von den Prinzipien selbst keine Wissenschaft geben. Aristoteles nennt hier den *Nous* (unmittelbar evidente Einsicht) als einzig mögliche Quelle der Prinzipien: „Wenn man von hier ausgehend sieht, daß der Beginn des Beweises nicht selbst ein Beweis sein kann und der Beginn des wissenschaftlichen Wissens nicht wieder ein wissenschaftliches Wissen, so dürfte wohl, wenn wir sonst außer der Wissenschaft keinen Zugang zur Wahrheit haben, die unmittelbare Einsicht (der *nous*) der Anfang des wissenschaftlichen Wissens sein. Dies dürfte wohl also der Ursprung der ersten Prinzipien sein, und die ganze Wissenschaft verhält sich ebenso zu ihrem gesamten Gegenstand“ (von Fritz 1964: 38). Anders als bei Platon ist bei Aristoteles der *Nous* nicht auf die Ideen, sondern auf das, was den Gegenständen an sich zukommt, bezogen. Dies wird in den „ersten Sätzen“, von denen jede beweisende Wissenschaft ausgehen muss, ausgesagt. Die Einsicht in die ersten Prinzipien vollzieht sich aber durch *epagogé*. Da „das Allgemeine durch das Einzelne hindurch unmittelbar erfaßt werden“ kann, „(genügt) ein einziges Beispiel“ (von Fritz 1964: 39).

2.1.2 Beispielverstehen

In der Folge hat sich Günther Buck aus philosophischer und pädagogischer Perspektive der aristotelischen Logik und insbesondere der *Epagoge* angenommen, um vor allem nach der Bedeutung der *Erfahrung* für die grundsätzliche Situation des Lehrens und Lernens zu forschen. Nach Buck habe Aristoteles die *Epagoge* als das ursprünglichere (d. h. als das frühere gegenüber dem späteren deduktiv-beweisenden) Verfahren angesehen. Denn das „wissenschaftlich-beweisende Verfahren kann [...] dasjenige Wissen, von dem es seinen Ausgang nimmt, nicht wiederum durch Beweis beschaffen“ (Buck 1989: 34). Allein die *Epagoge* ist dazu in der Lage. Die Prämissen, also bestimmte Erfahrungsbeispiele, sind nicht schon die Prinzipien, aber sie bestimmen den Ausgangspunkt, von wo aus der

Weg eingeschlagen wird. Buck macht klar, warum es bei der Prinzipienkenntnis geht und in welchem Verhältnis Prinzipien und Sache zueinanderstehen. So ist die Erkenntnis der Prinzipien einer Sache wie der der Architektur sicher keine theoretische Bagatelle, die wir auch lassen könnten. Buck schreibt: „Prinzipien zu erkennen heißt nicht, sie als etwas für sich Existierendes zu erkennen. [...] Ein Prinzip ist seinem Begriff nach immer Prinzip in Beziehung auf etwas, wovon es Prinzip ist. Seine Erkenntnis ist Erkenntnis der Art und Weise, wie es dasjenige bestimmt dessen Prinzip es ist. Es ist ja die vorliegende *Sache*, die wir *aus* ihren Prinzipien erkennen.“ (Buck 1989: 35) Prinzipien sind nicht Selbstzweck, sondern beziehen sich grundsätzlich auf die Sache, deren Prinzipien sie sind. Und umgekehrt gilt: wenn ich die Sache verstanden habe, dann nur, weil mir ihre Prinzipien geläufig und einsichtig geworden sind. Prinzip und Sache sind eine Einheit, als solche muss die Architekturtheorie beide zusammennehmen. Mit anderen Worten: die Architekturtheorie als Erfahrungswissenschaft geht sowohl von impliziten als auch von expliziten Wissensbeständen aus, wobei Explikation vor allem reflektiertes (rekonstruierendes-interpretierendes) Beschreiben lebensweltlichen Könnens ist.

Das jedem Handelnden „Geläufig-werden“ einer Sache, nämlich was es entsprechend einer Erfahrung mit dieser Sache auf sich hat, vollzieht sich in unserer Lebenswelt, in deren Sinnstrukturen wir praktisch-pragmatisch auch hinsichtlich des Verständnisses der Gegenstände, mit denen wir hantieren, verstrickt sind. Es ist durchaus einzusehen, dass uns daraufhin zunächst die Dinge auf eine bestimmte direkte und unmittelbare Weise bekannt und vertraut sind. Im eingeübten Umgang mit den Sachen stellt sich uns ihre Bedeutung für unsere Bedürftigkeit und unser Begehren im Vollzug der Lebensführung immer sicherer heraus. Freilich genügt es uns in der Regel, die Sache auf eine uns befriedigende Weise handzuhaben. Wir sehen normalerweise keine Notwendigkeit, die Gründe für unseren Umgang mit den Dingen, das In-Gebrauch-nehmen von Architektur z. B., explizit zu machen und begrifflich aufzuklären. In dieser praktischen Bekanntschaft der Dinge sieht Buck den Bereich menschlichen Kennens und intuitiven Wissens angesiedelt, von dem auch Aristoteles seinen Ausgang genommen hat, wenn er davon spricht, dass alle theoretische Erkenntnis auf einem Vorwissen aufruhon muss. Dem Wissen aus Erfahrung wird ein Wissen aus Gründen und Beweisen nicht kontradiktisch gegenübergestellt, sondern ihr *notwendiger* interner Bezug als das frühere zu einem späteren Wissen regelt deren Bedeutung.

Alles Wissen ist Wissen von Menschen. Bei jedem Menschen haben wir eine zeitliche Struktur des Zuwachses an Wissen zu unterstellen. Es gibt Wissenswertes, dass wir zunächst nur durch Umgang und Erfahrung erfassen. Dieses

Anfängliche und Frühere ist unser Vorwissen, insofern die in Frage stehende Sache uns schon irgendwie bekannt sein muss, ansonsten könnten wir gar nicht nach ihr fragen. Erste Erfahrungen bedeuten schon ein Bekanntsein der Sache selbst. „Das uns Bekanntere – die bekannte, aber noch nicht erkannte Sache – ist nicht nur in irgendeinem Sinne Ausgangspunkt der Entdeckung der Prinzipien, sondern der Boden, auf dem die Frage nach so etwas wie dem schlechthin Bekannteren überhaupt erst möglich ist.“ (Buck 1989: 36) Buck betont in seiner Interpretation der aristotelischen Epagoge, dass jedes Erfahrungswissen selbst schon, wenn auch unausdrücklich und nicht thematisiert, das Prinzip der Sache „entdeckt“ hat und sich im Umgang daran orientiert. In dieses Erfahrungswissen von der Sache sind die Prinzipien bereits eingegangen, also implizit schon verstanden. Wenn Kunden sich von einem Architekten ein Haus entwerfen lassen, dann gehen in ihre Vorstellungen von der Sache „unter der Hand“ Antizipationen mit ein von dem, was ein „guter“ Entwurf ist, ohne in der Regel diese Antizipation überhaupt dem Architekten in einem Bauherrngespräch ausreichend verständlich machen zu können. Prämisse (oder Erfahrungsbeispiel) und Prinzip gehören immer zusammen. Eine Erkenntnistheorie hat entsprechend die Aufgabe, in ihrer Methodologie und Methodik sicherzustellen, dass die Prinzipien in den Prämissen, die Teil unserer Erfahrung mit der Sache sind, *bewusst herausgestellt* und *thematisiert* werden können. Erst wenn diese Erkenntnisleistung als solche erbracht ist, wissen wir auch die „Natur“ (das „schlechthin Bekanntere“) der Sache zu erkennen. Die Epagoge, so Buck, sei die Explikation „des im Kennen des uns Bekannteren enthaltenen eigentlich Bekannten“ (Buck 1989: 37). Die methodische Erkenntnis der Natur einer Sache wird hier als das Spätere gegenüber der naiven Erkenntnis einer Sache durch Erfahrung als das Frühere angesehen.

Buck unterscheidet das Erkenntnisziel des apodiktischen oder syllogistischen Wegs als die Erkenntnis der *Natur* einer Sache vom Erkenntnisziel des epagogischen Wegs als die Erkenntnis der Sache durch Erfahrung. Buck denkt hier auch an ein bestimmtes Verhältnis des expliziten zum impliziten Wissen, insofern das „uns Bekanntere“ die Grundlage für das Wissen durch Beweise ist. Wenn ich das Wort „Kreis“ benutze, dann kenne ich implizit und vage, was „Kreis“ im Allgemeinen bedeutet und wende es entsprechend an. Dem gegenüber hat die begriffliche Definition von Kreis inhaltlich nicht entscheidend mehr zu bieten, außer dass sie, was erst implizit gewusst war, nun ausdrücklich und explizit benennen kann. Buck stellt also das apodiktische und epagogische Wissen als zwei zu unterscheidende Zugänge zu *einer* Sache fest. Das Erfahrungswissen ist aber das *Fundament* jeglichen Wissens des Allgemeinen. Beginnend mit den ersten Einsichten durch leibhaftig gemachte Erfahrungen mit etwas, mache ich mir

dieses implizite Wissen von der Sache klar und bewege mich so vor zum expliziten Wissen derselben Sache. Der Weg geht dann von der unausdrücklichen zur ausdrücklichen Erkenntnis.

Wenn wir also mit Einsichten und Erfahrungen als dem schon Bekanteren über eine Sache beginnen müssen, dann unterstellen wir, dass dieses lebensweltliche Können implizite Inhalte mit sich führt über dasjenige, was in ihm schon vorausgesetzt, aber noch nicht erkannt ist. Auch hier gilt die Dialektik, dass die Prinzipien dem Erfahrungswissen selbst zwar irgendwie innewohnen, ansonsten könnten wir nicht nach ihnen fragen, aber doch auf eine Weise, die die Prinzipien noch nicht offen und explizit hat zu Tage treten lassen.

Eine Wissenschaft von der Architektur steht also vor der Aufgabe, zunächst sich Erfahrungen zukommen zu lassen, um anschließend die darin intuitiv getroffenen Unterscheidungen und Grundeinsichten herauszustellen und zu reflektieren. Erfahrungen sind immer das Frühere gegenüber theoretischen Einlassungen zu den Dingen, die sich an jene nur anschließen können. Damit rücken die Erfahrungen der Menschen in den Mittelpunkt der Wissenschaft und ebenso die darin erzielte Leistung, über die erfahrene Sache prinzipiell etwas zu kennen, ohne dieses Wissen bewusst vor sich hinstellen zu können. Auch wenn dieses Kennen im Zutunhaben mit der Sache unthematisch bleibt, ist es dennoch „unter der Hand“ wirksam in dem, wie jemand sich auf die Sache einlässt, was jemand von ihr erwartet, erhofft oder befürchtet, wie über die Sache geredet wird. Freilich, dieses Vorwissen bleibt unerschlossen im Hintergrund des Verhaltens. Unsere Wissenschaft hat dann die Aufgabe, sich Erfahrungsbeispiele vorführen zu lassen, um im Gespräch mit denjenigen, die mit einer Sache „bekannt“ und „vertraut“ sind und diese daraufhin „kennen“, über die gegebenen Beispiele und Geschichten die unthematisch bleibenden Hintergründe zu verdeutlichen. Die Wissenschaft selbst lässt sich durch das Geben von Beispielen belehren, was an Wissen in den Erfahrungen mit einer Sache überhaupt expliziert werden kann. Freilich geht es dann darum, dass im Geben der Beispiele nur implizit Gewusste daraufhin als die „Natur der Sache“ und als ihr „Wesen“ ausdrücklich herauszustellen. Denn die „Natur der Sache“ ist nichts anderes als die offengelegte Einsicht, der entsprechend das Leben geführt werden muss. Allein die Umgangssprache ist geeignet, Erfahrungen im rahmenden Zusammenhang einer Lebensgeschichte mitzuteilen und deren „Einsicht“ an Beispielen anderen verständlich zu machen. Diese Situationen hatte auch die antike dialektische Logik im Auge, als sie die Epagoge als passende „Hinführungstechnik“ innerhalb eines Gesprächs benutzte. Lipps nennt das im Beispiel nur verdeckt mitgewusste Prinzip auch Antizipation (vgl. Lipps 1976). Denn das umgangssprachliche Beispiel, das dem Anderen gegeben wird, antizipiert schon seine „Rolle“ als zum „Wesen“ der Sache hinführendes Beispiel.